





**Filipp Piatov**

**RUSSLAND  
MESCHUGGE**

**Putin, meine Familie  
und andere Außenseiter**

dtv

Dieses Buch ist auch als eBook erhältlich.

Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



Originalausgabe

© 2015 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

© Farbfotografien: Sara Klatt

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: buxdesign, München, unter Verwendung  
einer Illustration von Ruth Botzenhardt

Gesetzt aus der Thesis The Serif 9,6/13

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26099-2

## **Inhaltsverzeichnis**

	Vorwort	9
1	Russland, here we go	11
2	Kaviar in Kaliningrad	22
	3 St. Petersburg oder	
	Meine schrecklich nette Familie	37
4	Liebesgrüße aus Moskau	53
	5 Holzklasse de luxe	70
	6 Das Anti-Russland	88
7	Der kleine Bruder Adolf	103
8	Treffen sich ein Kommunist, ein Sozialist und ...	119
9	Wodka ist die beste Medizin	135
10	Будем здоровы! Auf die Gesundheit!	149
	11 Der Pope von Olchon	164
	12 Poka! Tschüss!	180
	Dank	196



*Für meinen Opa, der stolz wäre.  
Für meine Oma, die Stärkste von allen.  
Für meine Eltern, die es zum ersten Mal lesen.  
Für meine Schwester, die viel entdecken wird.  
Für Sara, ohne die es die Reise so nicht gegeben hätte.*



## Vorwort

Eine merkwürdige Nervosität überkam mich, als ich die Fahrkarten für die Transsibirische Eisenbahn buchte. Moskau, Jekaterinburg, Nowosibirsk, Irkutsk: Diese Stationen wollte ich mit dem Zug erreichen. Über Kaliningrad und Sankt Petersburg würde ich nach Moskau trampeln. Oder Bus fahren, wie ich es meinen Eltern versprach, in bestem Wissen, sie schamlos zu belügen. Aber weder das Trampeln noch die Entfernung oder die Transsibirische Eisenbahn bereiteten mir Sorgen.

Mit einem Jahr kam ich mit meinen Eltern und Großeltern aus Sankt Petersburg nach Deutschland. In meinem Pass steht noch Leningrad als Geburtsort. Ich wuchs zwar in Deutschland auf, aber Russland und die Sowjetunion – die Heimat meiner Eltern – waren immer präsent, milde ausgedrückt. Es gab wohl keinen einzigen Tag, an dem ich keine Geschichten über das Leben in der UdSSR zu hören bekam. Kindheitsgeschichten, Kriegsgeschichten, Erzählungen über Lebensmittelbeschaffung und Schmuggelfahrten nach Polen.

Lag meine Nervosität also daran, dass ich dieses Bild, das meine Eltern in mir geschaffen hatten, bald selbst überprüfen würde? Wie viel davon wohl übrig bleiben würde? Aber das war es auch nicht. Dann musste es das harte, raue Russland sein, vor dem ich so oft gewarnt worden war, das mir Angst machte. Doch selbst das konnte es nicht sein – denn die Rauheit war es, die ich unbedingt kennenlernen wollte. Ich wollte ins tiefe Sibirien reisen und die »richtigen Russen« erleben, die von der Petersburger Zivilisation nicht allzu viel mitbekommen hatten.

Schließlich fiel der Groschen. Ich hatte es mir in Deutschland sehr bequem gemacht. Mit meinem »Leningrad« im Pass und meinem Russisch hatte ich meine eigene Welt erschaffen, abseits der Realität, in der ich lebte. Sie bestand aus Kindheitserinnerungen, Träumereien und angelesenem Wissen, die mir eine geistige Heimat gaben. Ich war nicht naiv genug, um zu glauben, dass all das unbeschadet bleiben würde. Russland würde sich große Mühe geben, um eine Vorstellung nach der anderen zu zerstören, einen Gedanken nach dem anderen umzuschreiben.

Ich machte mir Sorgen um meine Heimat, die ich nie hatte, aber die doch irgendwo existierte. Würde es sie nach meiner Rückkehr aus Russland noch geben? Ich nahm mir vor, nicht zu viel zu zweifeln. Oder zumindest abzuwarten, bis ich am Baikalsee ankommen würde, um zurückzublicken und mir die Frage zu beantworten: Ist Russland wirklich meine Heimat?

## 1 Russland, here we go

Ein letztes Mal gehe ich im Kopf die Packliste durch, während ich die Tür hinter mir schließe. Das Taschenmesser, griffbereit, eine Rolle Klopapier für die Transsib, ganz unten bei den Socken. Korkenzieher, Dosenöffner, Plastikbecher, Messer und Gabel – für den einen oder anderen Festschmaus in der Transsibirischen Eisenbahn sollte das reichen. »Gastgeschenke!«, entfährt es mir, als ich die Treppen hinabsteige, »Gastgeschenke«. Irgendwo muss ich noch ein paar Tafeln Schokolade kaufen, gute deutsche Schokolade. Beeindrucken lassen sich die Russen mit deutscher Schokolade allerdings nicht mehr, diese Zeiten sind vorbei, leider. Ich erinnere mich noch gut an meinen Onkel aus der Ukraine, der Mitte der Neunziger mit seiner Familie zu Besuch kam. Stolz stand ich neben ihm, als er mit seiner Frau eine halbe Stunde vor der Wursttheke verbrachte, um jede Sorte zu begutachten. Taktlos, wie ich als Sechsjähriger war, fragte ich ihn ständig und wohl wissend, welche Sorten es denn in der Ukraine gab – »nicht viele«, antwortete er lachend, während er noch an der Kasse eine Scheibe italienischer Salami probierte und seine Frau fleißig Schokoriegel für die zu Hause gebliebenen Kinder einpackte. Ich fühlte mich wie ein kleiner König, und jeder deutsche Supermarkt war mein Königreich.

»Na, wohin geht's?«, fragt mich mein Nachbar, ein älterer Herr, als ich das Haus verlasse. Freundlich lächelnd steht er bei den Mülltonnen und wischt sie mit einem Tuch ab. Saubere Mülltonnen, das werde ich in Russland wohl nicht zu sehen bekommen. Wie schön, dass ich dieses typische, gute Stückchen Deutschland zum Abschied noch mal so eindrucks-

voll erleben darf. »Zum Baikalsee«, antworte ich, der Nachbar nickt anerkennend mit dem Kopf. »Ist aber ganz schön weit hin!«, meint er und wünscht mir alles Gute. Recht hat er, es sind fast achttausend Kilometer, die ich innerhalb eines Monats zurücklegen möchte.

Ich treffe Sara an einem abgelegenen Regionalbahnhof, von dem wir ins polnische Stettin fahren möchten. Sie trägt den alten blauen Rucksack ihres Vaters, mit dem er in den Sechzigern die Welt bereiste und an dem ich Sara immer schon von Weitem erkenne. Der Stoff ist immer noch einwandfrei, die Reißverschlüsse funktionieren, nur das Metallgestell lässt ihn aussehen wie Rucksack, Zelt und Jagdausrüstung in einem. Während er in deutschen Zügen auffällt und für Heiterkeit sorgt, gehört er im polnischen Bummelzug wohl zu den alltäglichen Modellen. Familien mit gigantischen Einkaufstaschen und schwer beladenen Lederkoffern und deutsche Rentner mit vollgestopften Einkaufstrolleys füllen den Zug, wollen aber nur wenige Kilometer über die Grenze fahren, vermutlich zu ihren Schrebergärten. Eine ältere Deutsche, die selbst kaum aus dem Zug kommt, nimmt dankbar mein Angebot an, ihre Tasche rauszutragen. Bei dem Versuch, sie schwungvoll anzuheben, merke ich, dass mir das physikalisch nicht möglich ist. »Haben Sie Steine drin?«, frage ich scherzhaft, während ich überlege, wie ich mich aus der peinlichen Lage befreie. »Ja, für den Garten!«, antwortet sie und schaut mich erwartungsvoll an. Ich entschlief mich für den Weg des geringsten Widerstandes und schubse die hüft hohe Tasche aus dem Zug. Unten hieve ich sie hoch, schiebe sie auf das Rollgestell und keuche »bitte schön«, dann geht es weiter. Wie gut, dass die Menschen in Russland zu misstrauisch sind, um die Hilfe fremder junger Männer anzunehmen.

Wenn man aus Deutschland nach Polen fährt, ist man schnell geneigt, ein wenig auf alles herabzuschauen. Die schlechten Witze über polnische Autodiebe und die Unart, polnische Saisonarbeiter zwar zu brauchen, jedoch nicht zu

schätzen, haben ihre Spuren hinterlassen. Bei mir ruft Polen etwas andere Emotionen hervor. Das habe ich meinem Vater zu verdanken, für den das Land in den Achtzigerjahren zum Symbol westlicher Zivilisation wurde – und nebenbei eine lohnende Einnahmequelle. Während seine Mutter bereits mehrmals in Polen gewesen war und Wunderdinge wie ein Fläschchen Cola oder ein paar Jeans mitgebracht hatte, verließ mein Vater erst mit dreißig zum ersten Mal die Sowjetunion und fuhr selbst nach Polen. Schon vorher hatte er Reisen dorthin beantragt, und niemand hatte sie ihm verboten. Man machte ihm nur klar, dass er seinen Studienplatz und seine Arbeit verlieren würde, sobald er ausländischen Boden betrete. Als die Sowjetunion dem Verlangen der Bürger nachgab und die Ausreisepolitik lockerte, war mein Vater der erste Universitätsmitarbeiter, der erneut einen Antrag stellte. Nach einem Dutzend Treffen mit Vertretern von Universität und Partei kam schließlich der letzte Ausschuss zusammen, der ihm den Segen geben oder die Reise nach Polen verbieten sollte.

Ein kommunistisches Komitee saß meinem Vater gegenüber, ihr Vorsitzender – ein gelangweilter Bürokrat mittleren Alters – stellte Fragen. Schließlich musste überprüft werden, ob mein Vater geistig überhaupt in der Lage sei, eine Auslandsreise zu tätigen. »Was glauben Sie denn, welche Gefahren in Polen auf Sie warten?«, fragte der Bürokrat. Mein Vater hatte sich auf die Tortur vorbereitet und antwortete wie ein überzeugter Leninist. »Man könnte mir provokative Fragen stellen, zum Beispiel über Politik«, entgegnete er eifrig. »Wie würden Sie antworten?«, fragte der Bürokrat weiter. »Ich würde sagen, dass wir ein Arbeiter- und Bauernstaat sind, in dem alle Menschen gleich sind«, betete mein Vater die Zauberformel herunter. Der Bürokrat schien zufrieden, aber nicht vollends überzeugt. »Glauben Sie«, fuhr er fort, »dass es während Ihrer Reise zu unvorhergesehenen Ereignissen kommen könnte?«

Auch darauf war mein Vater vorbereitet. »Selbstverständlich, es wird erwartet, dass der Papst nach Polen reist«, antwortete er. Der Bürokrat schien überzeugt. »Ein findiger junger Mann, so einen können wir guten Gewissens nach Polen fahren lassen, nicht?«, fragte er in die Runde und die Reise meines Vaters wurde einstimmig genehmigt.

Polen war, verglichen mit dem grauen Leningrad, ein Hort der Freiheit. Westliche Rockmusik lief im Radio, die Menschen trugen Jeans und langes Haar, aßen Sandwiches und tranken amerikanische Getränke. Nachdem mein Vater die Freiheit gekostet hatte, kam ihm der Gedanke, dass es wohl nicht unklug wäre, ein Stück von ebendieser Freiheit nach Leningrad mitzunehmen. Auf seinen nächsten Reisen schmuggelte er Jeans, Kosmetik und Damenunterwäsche in die Sowjetunion und verkaufte sie mit ordentlicher Gewinnmarge an der Universität. Seine Kommilitonen gaben ihm ihre Bestellungen mit und er versorgte sie mit allem, was die sowjetische Seele brauchte – dazu gehörten auch simple Gegenstände des alltäglichen Gebrauchs wie Deo oder Plastiktüten. Denn absolut alles, was die Menschen wirklich benötigten, war in der Sowjetunion Mangelware. Die planwirtschaftlichen Betriebe produzierten nicht für die Menschen, sondern für die Fünfjahrespläne. Darum half mein Vater etwas nach und befriedigte die Nachfrage seiner Freunde nach Stil, Komfort und Luxus. Erinnern sich Polen an die Achtzigerjahre, können sie oft nur über meine Erzählungen lachen. Aber sie kennen den Gesichtsausdruck meines Vaters nicht, wenn er vom freien westlichen Polen schwärmt, das für ihn damals so viel bedeutete wie für einen Astronauten die Mondlandung.

In Polen soll unsere Reise per Anhalter weitergehen. Von Danzig nach Kaliningrad sind es knapp zweihundert Kilometer. Eine Strecke, die man leicht an einem Tag per Anhalter zurücklegen kann. Das Wetter ist gut, als wir mit dem Bus aus der Stadt herausfahren und kurz vor der Autobahnauffahrt aussteigen. Ich helfe Sara, den Rucksack abzusetzen und su-

che den Edding, während sie das Pappschild ausbreitet. Noch während ich überlege, ob wir »Kaliningrad« auf Russisch oder Deutsch schreiben sollen, hält ein Auto direkt vor uns an. Der Fahrer winkt freundlich und bedeutet uns, einzusteigen. Als ich ihn frage, wo er denn hinfährt, meint er nur, dass er ein Stück in Richtung Osten fährt und dann in den Süden muss. Er steigt sogar aus, um Saras Rucksack in den Kofferraum zu hieven, dann fahren wir los.

Jacek ist ein freundlicher Pole um die vierzig, der weder Englisch noch Deutsch noch einigermaßen fließend Russisch spricht. Er hat sich eine Woche Urlaub genommen und beschlossen, alleine in den Süden zu fahren. Frau und Kinder sind in Danzig geblieben, mit einer lässigen Handbewegung bedeutet er uns seine Unabhängigkeit. Was genau er vorhat, erklärt er uns zwar ausführlich, aber auf Polnisch. Wir erfahren von ihm nur, dass er auf einem Friedhof arbeitet und mit seinem Leben nicht allzu zufrieden ist, weswegen er alles tut, um es ein bisschen schöner zu machen. Tramper aus anderen Ländern mitzunehmen gehört wohl dazu.

Alle paar Minuten sehen wir ein Storchennest und Jacek weist uns mit kindlicher Begeisterung darauf hin. Da Jacek keine unserer Sprachen spricht, funktioniert Russisch noch am besten, und ich übersetze für Sara, die hinten auf der Rückbank sitzt und vor sich hin döst. Beim nächsten Storchennest zeigt Jacek auf seinen Bauch und macht eine wölbende Bewegung mit der Hand, dann will er, dass ich für Sara übersetze. Schließlich stellt er die Frage aller Fragen, um die man in Osteuropa nicht herumkommt. Ist Sara denn schon schwanger? Warum lassen wir uns so viel Zeit? Immerhin sind wir beide schon über zwanzig! Nach der Reise sollten wir uns das mal gründlich überlegen, meint Jacek.

Jacek wollte eigentlich nur die Hälfte der Strecke zur russischen Grenze fahren, aber die Gespräche scheinen ihm so gut zu gefallen, dass er uns persönlich am Schlagbaum absetzen will, hinter dem sich Königsberg verbirgt, das nun Kali-

ningrad heißt. Die Grenze – ein Begriff, der mir in den letzten Stunden etwas unheimlich wurde. Als müssten wir uns für eine Weile von allem Vertrauten verabschieden und eine Grenze passieren, an der aus dem uns bekannten Osteuropa plötzlich das mystische Russland wird. Aber es ist nicht das wahre Russland, in das wir fahren. Zwar begegnen uns immer mehr russische Autos, doch die Natur sieht polnisch aus und die Straßen natürlich auch. »There, Russia«, sagt Jacek plötzlich und zeigt nach vorne. Einige Kilometer vor uns sehe ich eine Ansammlung von Autos, aber noch sind wir zu weit weg. Auch wenn dieses kleine Stück Land aus unerfindlichen Gründen zu Russland gehört, ist es ausgeschlossen, dass es sich so anfühlt wie das Mutterreich. Ganz gleich, was uns in diesem kleinen Russland erwartet, es ist umschlossen von Europa. Die nächste Grenze ist immer nur wenige Kilometer weg. Im eigentlichen Russland hat man ständig die Gewissheit, in einem gewaltigen Reich zu sein, fast schon verloren zu sein in unfassbaren Landmassen, die man nur mit tagelanger Zugfahrt hinter sich bringen kann.

Trotzdem spüre ich eine gewisse Nervosität, als Jacek mich auf die Grenze aufmerksam macht. Ich war zwölf Jahre alt, als wir zum ersten Mal Russland besuchten. All die Jahre davor hatte Russland zwar auch zum Alltag gehört, denn keine Geschichte meiner Eltern kam ohne Erinnerungen an die guten alten Zeiten aus. Über die Jahre, in denen meine Eltern sich noch nicht für Politik interessierten und ihre Kindheit und Jugend in dem Land genossen, von dem sie sich später bewusst abwendeten. Aber plötzlich selbst nach Russland zu fahren, überforderte mich als Kind, auch wenn ich es nicht merkte. Wochenlang taten meine Eltern nichts anderes, als nach Geschenken für unsere Verwandten und Freunde zu suchen, die wir in Sankt Petersburg besuchen würden. Sie erklärten mir zwar, was wir alles besichtigen würden – Kathedrale A, Kirche B, Museum C –, aber würden sie mir auch das Russland zeigen können, von dem sie mir seit meiner frühesten Kindheit pau-

senlos erzählt hatten? Als wir im Flugzeug saßen und in einer Stunde landen sollten, begann meine Mutter, heftig zu weinen. Sie schluchzte und vergrub ihr Gesicht in ihren Händen. Mein Vater legte seine Hand auf ihre Schulter, schaute aber selbst wie versteinert aus dem Fenster. Es war ein endgültiges Auswandern, das meine Eltern hinter sich gebracht hatten. Sie waren mit dem Gefühl weggegangen, nie wieder auf Dauer zurückzukehren. Im Flugzeug erst wurde das meinen Eltern richtig bewusst, die sonst viel zu sehr damit beschäftigt waren, ihre Kinder großzuziehen, Geld zu verdienen und sich an Deutschland zu gewöhnen.

Meine Eltern hatten 200 Mark in der Tasche, als wir nach Deutschland kamen. Mehr Geld durften wir aus Russland nicht ausführen, sogar Wertsachen hatten korrupte Beamte uns noch am Flughafen weggenommen. Ein kleiner goldener Löffel, den mir die Schwester meines Großvaters zum ersten Geburtstag geschenkt hatte, wurde genauso konfisziert wie die Geige meiner Mutter. Angeblich waren es Gegenstände von unschätzbarem Wert, die die Russische Föderation nicht entbehren konnte. Tatsächlich nahmen es die Beamten mit nach Hause, um es später auf dem Schwarzmarkt zu verkaufen oder gegen Wodka, Tabak oder Lebensmittel einzutauschen.

Die 200 Mark waren nach einer Taxifahrt und einer Nacht im erstbesten Hotel fast aufgebraucht. Meine Eltern wussten nicht, wie teuer Hotels waren und ob man das Frühstück wirklich dazubuchen musste, also bezahlten sie das, was man von ihnen verlangte. Keine überhöhte Summe, aber ein Hotel, das sie sich eigentlich nicht hätten leisten können. Mein Vater, meine Mutter, ihre Mutter und ich waren als Erste nach Deutschland gekommen, zwei Wochen später trafen auch die Eltern meines Vaters ein. Wir verbrachten einige Wochen in einem Heim in der Nähe von Stuttgart und bezogen dann einige Zimmer eines Migrantenheims in Südbaden. Fast alle Bewohner waren russische und ukrainische Juden oder Russen

und Ukrainer mit gefälschten Dokumenten, die die Ausreise aus der Sowjetunion sofort nach der Grenzöffnung beantragt hatten. Über zweihunderttausend sogenannte Kontingentflüchtlinge sind seit 1991 aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland eingewandert. Immerhin lockte Deutschland mit Sozialleistungen und der lang ersehnten Freiheit.

Der von manchen erhoffte Wohlstand trat allerdings nicht sofort ein. Zwar schrieb man beeindruckende Briefe nach Hause, erzählte von den prall gefüllten Supermarktregalen und den sauberen Straßen, verschwieg aber die ärmlichen Zustände im Migrantenheim und die dörfliche Langeweile, an die man sich nach einem Leben in Moskau oder Sankt Petersburg gewöhnen musste. Vor allem vermied man jedoch ein Thema, von dem man selbst nicht wusste, wie man damit umgehen sollte – mit dem Verlust nämlich, den die Migration mit sich gebracht hatte. Ohne auch nur den Grundwortschatz zu beherrschen, ohne anerkannte Bildungsabschlüsse und ohne jegliches Wissen über das Leben im Westen waren die sowjetischen Einwanderer wie Außerirdische auf einem fremden Planeten gelandet.

War man zu Hause ein angesehener Chirurg gewesen, stand man in Deutschland plötzlich an der Kleiderausgabe vom Roten Kreuz und teilte sich das Etagenklo mit einer Menge anderer Ärzte, Ingenieure und Musiker. Meiner Familie, die in Sankt Petersburg mehrere Wohnungen besessen hatte und über beste Verbindungen in Wirtschaft und Stadtverwaltung verfügte, ging es genauso. Doch es waren weder das fehlende Geld noch die kleinen Zimmer oder die Gemeinschaftsküche, die meine Eltern veränderten.

Russen, ob jüdisch oder nicht, sind für ihre Leidenschaft bekannt. Man gewöhnte sich schnell an die neuen Umstände, die Frauen kochten zusammen in der Küche und die Männer gingen spazieren, um gelegentlich einen Wodka zu trinken und über Politik zu diskutieren. Nach Jahrzehnten harter, schlecht bezahlter Arbeit genoss man die Freizeit und

die neuen Lebensumstände. Natürlich vermisste man auch die Union – wie man zur UdSSR sagte –, aber jeder schien damit anders umzugehen.

Mein Vater, der in Russland ein geselliges Leben mit vielen Freunden geführt hatte, mit jedem Winkel seiner Heimatstadt vertraut war und sein Leben selbst in die Hand nahm, indem er Jeans und verbotene Schallplatten schmuggelte, befand sich plötzlich in einem Land, das zwar oberflächlich alle Vorzüge bot, doch das er weder kannte noch verstand. Die sowjetische Erziehung vermittelte Werte wie Fleiß, körperliche Ertüchtigung und Gruppengefühl, aber von anderen Lebensmodellen war nie die Rede gewesen. Man selbst hatte ein System erschaffen, das man für das beste der Welt hielt, wozu also sollte man lehren, nach anderen Vorstellungen zu leben?

Ganz gleich, wie versiert meine Eltern in westlicher Literatur waren, wie gierig sie ihr Leben lang westliche Musik gehört und jeden Zeitungsartikel über Europa oder die Staaten gelesen hatten – vom Leben im Westen hatten sie keine Ahnung. Natürlich, gutes Essen genossen sie ebenso wie die Deutschen, sie gingen gerne ins Theater und eine schöne Wohnung hätten sie auch zu schätzen gewusst, aber irgend etwas schien in allem, was sie taten, grundlegend anders zu sein. Zum ersten Mal merkte ich das, als meine Freunde im Gymnasium begannen, über ihre Eltern zu reden, sich über sie beschwerten oder Geschichten aus dem Familienalltag erzählten. Nichts, aber absolut gar nichts, was bei uns zu Hause passierte, was meine Eltern sagten oder worüber wir redeten, konnte ich meinen Freunden je begreiflich machen. Meine Eltern hatten sich dazu entschlossen, auszuwandern, aber nicht, sich zu verändern. Und so waren wir eine sowjetische Familie in einem deutschen Kurort, die gerne für sich blieb.

Natürlich fehlte zuallererst das Geld, um ein Leben wie die Einheimischen zu führen. Mein Vater war vierunddreißig Jahre alt, als er nach Deutschland kam. Während sich die gleichaltrigen Deutschen das zweite Auto zulegten, in ein größeres

Haus zogen, ein hübsches Sümmchen von ihren Großeltern erbten und ihre Feierabende und Wochenenden in Restaurants und Theatern verbrachten, kümmerte sich mein Vater um seine Frau, ihre sehr schwierige Mutter, seine kranken Eltern und seinen einjährigen Sohn. Wie fast alle Akademiker hatte er sein Ingenieursdiplom verloren, seine einzigen deutschen Sätze waren »Hitler kaputt!« und »Hände hoch!« – und das mit starkem russischem Akzent. Kurz gesagt, er war ein erwachsener Mann mit den Verpflichtungen eines Familienvaters, aber den Bedingungen eines einfachen Schulabbrechers. An ein Auswandern, wie junge Deutsche es sich heute vorstellen, um Lebenserfahrung zu sammeln und sich auszuprobieren, war damals nicht zu denken. Meine Eltern waren nach Deutschland gekommen, um als erwachsene Menschen von vorne anzufangen. Ihre Abschlüsse, persönlichen Kontakte, ja sogar ein Teil ihrer Lebenserfahrung, waren in Deutschland ungültig, unnötig oder fehl am Platz. Ob ihnen das vor diesem Schritt bewusst gewesen war? Man weiß es nicht. Aber sie merkten schnell, wie sehr sich ihr Leben, ihre Herausforderungen und ihre Ziele von denen der Einheimischen unterschieden.

Um Geld für die erste Wohnung zu sparen, gingen meine Eltern – ein Ingenieur und eine Musikerin – auf die Felder Erdbeeren pflücken, danach arbeitete mein Vater ein Jahr lang auf dem Bau. In den Urlaub zu fahren stand nicht zur Debatte, neue Möbel gab es nicht, an Restaurantbesuche wurde nicht einmal gedacht. Meine Eltern realisierten aber nicht nur, dass ihr Leben so gänzlich anders war als das der Deutschen, sondern sie spürten auch, dass die krassen sozialen Unterschiede es unmöglich machten, sich zu integrieren. Aus diesem Gefühl wurde bald eine starke Verunsicherung, die sie nicht verbergen konnten.

Ich merkte es schon als Kind, wenn ich mit meinen Eltern unterwegs war und wir auf Arbeitskollegen, Nachbarn oder Bekannte trafen. Stets veränderte sich das Auftreten meiner